



EWA AUKETT

FEAR AND DESIRE

Gefährliche Lüge

be
HEARTBEAT

Inhalt

Cover

Inhalt

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Epilog

Über dieses Buch

Sarah bleibt mitten in der kanadischen Einöde mit ihrem Wagen liegen. Brandon findet sie, der dort in einer Waldhütte lebt. Gegen ihren Willen erliegt sie seiner Anziehungskraft. Doch Brandon hat ein Geheimnis, und dieses holt ihn plötzlich und mit unbarmherziger Härte wieder ein. Gejagt von gnadenlosen Killern beginnt eine halsbrecherische Flucht weit über die Grenzen der kanadischen Wildnis hinaus ...

Über die Autorin

Ewa Aukett wurde im Jahr 1974 als Jüngste von sechs Geschwistern an einem schönen Mittwochnachmittag pünktlich zu Kaffee & Kuchen geboren. Früh hat sie die Leidenschaft zu Büchern für sich entdeckt – und zu Keksen! Bereits in jungen Jahren begann sie die Geschichten in ihrem Kopf zu Papier zu bringen. Dennoch lernte sie erst einmal einen »richtigen« Beruf und das Schreiben blieb ein Hobby. Nachdem ihr Freunde und Familie lange Zeit in den Ohren gelegen hatten, wagte sie sich schließlich im Jahr 2013 mit ihrem Erstlingswerk an die Öffentlichkeit.

EWA AUKETT

FEAR AND DESIRE

Gefährliche Lüge



beHEARTBEAT

Digitale Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Petra Förster

Lektorat/Projektmanagement: Anna-Lena Meyhöfer

Covergestaltung: Jeannine Schmelzer untere Verwendung von
Motiven © shutterstock: arek_malang | Elovich; © iStock: andipantz
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-1791-6

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

1. Kapitel

Kanada, British Columbia

Sarah

Samstag, 04:13 p.m.

Bryan Adams' *Summer of 69* dröhnte aus dem Radio, während sich vor mir eine endlose, baumbestandene Landschaft ausbreitete und die Straße sich schnurgerade durch diese eintönige, weiße Welt zog.

Ich trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad.

Seit Stunden schon schien es um mich herum nichts anderes zu geben als Schnee und Wälder, Wälder und Schnee. Keine Häuser, keine Autos, keine Menschen. Doch im Radio sang der gute Brian von seiner ersten Gitarre und dem besten Sommer seines Lebens.

Nicht mal ein blöder Elch war irgendwo zu sehen.

Als ich das Seitenfenster einen Spaltbreit öffnete, strömte eisige Luft ins Wageninnere und trieb die Müdigkeit fort. Ich zog fröstelnd die Schultern hoch.

Sommerliche Temperaturen wären jetzt schön gewesen ... und dazu ein süßer, leckerer Fruchtcocktail, inklusive Schirmchen natürlich!

Ich grinste.

Als ich zwölf Stunden zuvor in Fort Nelson aufgebrochen war, hatte ich gehofft, den Nahanni Nationalpark vor dem Abend zu erreichen. Mittlerweile war es schon vier Uhr nachmittags, und ich war nicht einmal sicher, ob ich überhaupt noch auf dem richtigen Weg war. Schon seit mehr als einer Stunde war mir kein anderes Fahrzeug mehr begegnet, und ich fühlte mich irgendwie ziemlich allein auf diesem eisigen Planeten.

Stirnrunzelnd tippte ich auf das Display des betagten Navis, das an der Windschutzscheibe klebte. Nicht zum ersten Mal sprang der Positionspfeil vom Highway 97 mitten in die weiße Fläche von British Columbia, ehe er wieder zurück zum Highway schnellte.

»Oh, oh.« Das dumpfe Gefühl in meinem Bauch verstärkte sich. »Sag, dass das nicht wahr ist.«

Ich nahm den Fuß vom Gas, richtete mich in meinem Sitz etwas auf und angelte blind nach der Handtasche auf der Rückbank. Endlich bekam ich den Schulterriemen zu fassen und holte die Tasche auf den Beifahrersitz. Mit einer Hand versuchte ich, den Reißverschluss aufzufummeln.

»Ach, komm schon.« Vorsichtig gab ich wieder Gas und hielt den Blick auf die Straße gerichtet. Die Gefahr, hier in den Gegenverkehr zu geraten, war zwar gleich null. Aber ich wollte trotzdem nicht riskieren, irgendwo im Graben zu landen.

Endlich hatte ich es geschafft. Ungeduldig schob ich meine Hand in die Tasche und wühlte zwischen Geldbörse, Kamera und Wasserflasche herum. Von Taschentüchern über Lippenpflegestift und Deo bis hin zu Haarbürste und einer kleinen Dose Pfefferspray bekam ich alles in die Finger. Als meine Nägel fast den Boden erreicht hatten, wollte sich schon

ein Anflug von Panik in mir breitmachen, dann ertastete ich mein Smartphone.

Erleichtert zog ich es heraus und drückte den Knopf, um den Sperrbildschirm zu aktivieren.

Mein Daumen strich über das Display.

Maylins und mein eigenes Gesicht grinsten mir entgegen. Ich versuchte, den Stich in meiner Brust zu ignorieren, den das Foto immer noch in mir hervorrief. Es war keine drei Monate her, dass Maylin gestorben war.

Natürlich hätte ich mir ein anderes Bild als Hintergrund wählen können, doch irgendwie hätte es sich falsch angefühlt – als würde ich meine beste Freundin vollends aus meinem Leben tilgen.

»Du fehlst mir«, flüsterte ich.

Ich berührte das Symbol für den Internetbrowser und richtete den Blick wieder auf die Straße.

»Okay, Google. Wie weit ist es noch bis Tungsten?«

Nichts.

Das Handy blieb stumm.

Mein Blick flog über das Display.

Der Browser arbeitete und arbeitete.

Nach weiteren fünf Sekunden tat sich immer noch nichts.

Ich nahm den Fuß vom Gas und betrachtete das Display genauer.

Kein Netz.

»Na toll.« Genervt warf ich das Smartphone auf den Beifahrersitz. »Oh Mann, Scheißtechnik! Wenn's drauf ankommt, funktioniert natürlich nix.«

Nach einer letzten Sekunde des Zögerns lenkte ich den Wagen an den Straßenrand, schaltete in den Leerlauf und wandte mich dem Navi zu.

Vielleicht würde es etwas bringen, wenn ich dieses Ding neu startete. Irgendwo musste doch die Zivilisation wieder in Sicht kommen. Ich war diese Einöde wirklich leid.

Im dem Moment, als ich auf den Einschaltknopf des Navis drückte, erstarb der Motor meines Wagens. Verblüfft starrte ich auf das Armaturenbrett.

»Hallo? Was zum Teufel ...«

Alles aus. Der Tank zeigte zwar noch eine halb volle Füllung, aber sämtliche Lichter waren zusammen mit dem Motor erloschen. Ungläubig sackte ich zurück in den Sitz, drehte den Schlüssel und wartete fünf Sekunden.

Okay. Nicht nervös werden.

Mein Auto war schließlich nicht mehr das jüngste.

Ich pustete mir eine Locke aus der Stirn und ignorierte die Kälte, die durch den Fensterspalt ins Innere drang.

Automatikwagen.

Schaltknüppel in P-Stellung.

Fußbremse treten.

Schlüssel drehen.

Ich wartete.

Nichts.

Nicht einmal ein Husten. Die Leuchten im Armaturenbrett blinzelten mich lediglich hektisch an, aber das war auch schon alles.

Kopfschüttelnd versuchte ich es erneut.

Ein zweites Mal.

Ein drittes.

Nichts.

Nicht mal im Leerlauf.

»Scheiße!«

Für einen Moment starrte ich entgeistert auf das Lenkrad. Ich presste mich in den Sitz, fuhr mir mit beiden Händen durch das Haar und stierte die dunkle Instrumententafel an.

»Oh, Scheiße!«

Vor der Abfahrt in Fort Nelson hatte ich das Kühlwasser und den Ölstand kontrolliert.

Dad hätte mir den Marsch geblasen, wenn ich mich nicht penibel für diese Reise vorbereitet hätte. Alles war im Normbereich gewesen, und für den Fall der Fälle hatte ich jeweils einen Liter Öl und Wasser zum Nachfüllen mitgenommen. Man konnte ja nie wissen.

Allerdings befürchtete ich, dass es nicht daran lag.

Ich löste den Gurt.

Was konnte es sein?

Keilriemen?

Wasserpumpe?

Okay, der Wagen war alt, locker zwanzig Jahre.

Maylin hatte ihn damals von ihrem ersten selbst verdienten Geld gekauft. Wir hatten in all den Jahren mehr als zweihunderttausend Meilen mit dem froschgrünen und mittlerweile ziemlich rostzerfressenen SUV abgerissen.

Wir hatten diesem hässlichen Ungetüm sogar einen Namen gegeben, weil es in der Anfangszeit ständig bockte und Öl verlor – wie ein fieser, alter Cowboy, der seinen Kautabak überall hinrotzte. Trotzdem hatte der Wagen uns an jeden Ort gebracht, immer und zu jeder Zeit.

Ich hatte geheult, als Maylin mir ihren *Ol'Mackenzie* vererbt hatte. Er konnte mich doch jetzt nicht einfach so im Stich lassen. Nicht hier draußen!

War es die Batterie?

Oder der Anlasser?

Verfluchter Mist!

Ich ließ meinen Blick über die Umgebung schweifen.

Im Grunde war egal, was es war. Ich saß hier fest. Die Karre war mir verreckt, und es gab in dieser verdammten Pampa keinen Handyempfang. Seit über einer Stunde war mir kein einziges Auto mehr begegnet, und ich bezweifelte, dass in ein paar Hundert Metern eine Notrufsäule zu finden wäre – von einer Werkstatt ganz zu schweigen.

»Okay, Sarah! Denk nach, denk nach!«

Angesichts der Kälte, die sich rasend schnell im Inneren des Wagens ausbreitete, fischte ich meine Jacke vom Beifahrersitz, zwängte mich hinein und zog den Reißverschluss zu.

Hier drin sitzen zu bleiben war jedenfalls keine Option.

Ich musste nachschauen, selbst wenn ich mit meinem laienhaften Wissen überhaupt keine Ahnung hatte, woran ich erkennen sollte, ob der Anlasser hinüber war.

Entschlossen öffnete ich die Tür, stieg aus und wurde von eisiger Kälte empfangen. Obwohl dieser Februar für kanadische Verhältnisse relativ mild war, waren Temperaturen um die minus zwanzig Grad nicht dafür geeignet, nur in einem dünnen Pullover durch die Gegend zu laufen. Hastig zog ich meinen Schal aus der Jackentasche und wickelte ihn mir um den Hals.

Mein Atem bildete kleine, nebelige Wölkchen vor dem Gesicht, als ich mich erneut ins Auto beugte, um an dem Hebel für die Motorhaubenentriegelung zu ziehen. Ich schlug die Tür zu und lief durch den Schnee zur Vorderseite des Wagens.

Es war mühsam, die schwere Klappe nach oben zu drücken.

Ol'Mackenzie war weder besonders klein, noch war ich mit meinen eins siebenundfünfzig besonders groß. Es war ein ziemlich unfaires Kräfteressen, und die Motorabdeckung

leistete entschiedenen Widerstand, ehe sie schließlich in halb geöffneter Position verharrte.

Ich seufzte.

Das waren die Momente, in denen ich es verfluchte, keine Modelmaße wie meine kleine Schwester Hannah zu haben, die mich um fast zwanzig Zentimeter überragte. Ich hätte schon eine Trittleiter gebraucht, um überhaupt den ganzen Motorraum überblicken zu können.

Nichtsdestotrotz wusste ich, es konnte weder am Öl noch am Kühler liegen. Dafür sah die Batterie ziemlich übel aus. So übel, dass mein eigentliches Problem klar auf der Hand lag.

Ein dicker Riss zog sich durch den Kunststoff von einem Pol zum anderen, das Plastik war verschmort, und es stank fürchterlich.

Ich biss mir auf die Unterlippe.

Damit hatte ich nicht gerechnet.

Und das Schlimmste war, dass Dad mich noch gewarnt hatte: »... blabla ... der Winter in Kanada ist hart ... blabla ... die Batterie ist alt, wenn die sich entleert und womöglich platzt ... bla-blabla-bla ...«

Ich hatte ihm nur mit halbem Ohr zugehört. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass genau das passieren würde. Natürlich hatte ich *keine* Ersatzbatterie eingepackt, obwohl Dad es mir geraten hatte.

Das würde er mir ewig unter die Nase reiben.

Genau wie meine Brüder.

Im Geiste sah ich schon Gerrys genervtes Augenrollen und Pauls hämisches Grinsen. Sie würden mir bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit reindrücken, wie dämlich ich mich angestellt hatte.

Frotzelnde Brüder waren die Pest.

Ich trat einen halben Schritt zurück und zog die Haube wieder herunter. Knirschend rastete das Schloss ein.

Was nun?

Die Hände in den Jackentaschen vergraben blickte ich mich um.

Hinter mir lag nichts als eine endlos lange Straße, die sich durch die hohen, verschneiten Tannen schlängelte. Der Weg vor mir sah nicht viel besser aus. Da ich allerdings nicht sicher sein konnte, ob es dort nicht doch irgendwo Leben gab, wäre es wohl sinnvoller, sich weiterhin geradeaus zu bewegen – wenigstens für eine Weile. Zurücklaufen konnte ich immer noch.

Beim Auto auszuharren war definitiv nicht drin.

Durch den Fensterschlitz drang die Kälte in den Wagen. Selbst wenn ich mich in meinen Schlafsack hüllte, würde ich irgendwann erfrieren.

Wenn ich etwas tun wollte, dann musste ich es jetzt tun.

Es wäre Irrsinn gewesen, darauf zu warten, dass mir in dieser einsamen Gegend ein anderer Wagen begegnete oder der Pannendienst zu Hilfe eilte.

Irgendwo musste diese verdammte Straße schließlich hinführen. Dann würde ich den Weg eben zu Fuß entlanglaufen ... oder wenigstens eine Anhöhe erreichen, wo ich Empfang hatte und einen Notruf absetzen konnte.

Entschlossen kehrte ich zurück zur Fahrertür und krabbelte ins Auto. Für meinen Aufbruch musste ich mich vorbereiten.

Ich war kein verwöhntes Stadtkind. Mit meinem Dad hatte ich früher genug Touren durch die endlosen Weiten Colorados unternommen. Ich musste akzeptieren, dass mein Abenteuer heute mit einem kalten Spaziergang begann ... und es keine weitere Nacht in einem mollig warmen Motelzimmer geben würde.

Ich war doch schließlich losgezogen, um die Wildnis von Kanada mit der Kamera einzufangen. Nun bekam ich meine Chance und würde sie nutzen. Und meinem Optimismus sei Dank, würde ich gewiss auch irgendwo auf Zivilisation stoßen und irgendwen kontaktieren können, der mir dabei half, *Ol'Mackenzie* wieder zum Laufen zu bekommen.

Das wäre doch gelacht!

Mir war kalt.

Richtig kalt.

Wieso musste es in dieser Schneewüste so eisig sein?

Wenn das ein milder Winter war, was verstanden die Kanadier dann unter kalt?

Leider fühlte sich der Teil meines Gesichts, der nicht mit Schal und Mütze bedeckt war, mittlerweile an, als hätte er sich oberhalb meiner Nasenflügel in gefrorenes Hackfleisch verwandelt.

Sollte das jemals wieder auftauen, würde mir vermutlich die halbe Nase abfallen.

Ich zog den Schal noch ein Stück höher und stapfte mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken weiter. Die Straße war mittlerweile unter der Schneedecke nur noch zu erahnen.

Eine Viertelstunde zuvor hatte es angefangen zu schneien.

Keine Flocken, wie ich sie aus Colorado kannte – und die Winter dort waren kein Zuckerschlecken. Nein, Flocken so groß wie Tante Carols West-Highland-Terrier.

In dieser Eispampa war alles nur kalt, weiß und viel zu nass.

Ich blieb stehen, bewegte meine Finger in den Fäustlingen und warf einen Blick über die Schulter zurück. Ich war nun seit

einer guten halben Stunde unterwegs, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, nicht wirklich voranzukommen.

Wenn ich mich umdrehte, sah ich den grünen SUV immer noch am Straßenrand stehen, obgleich das Schneegestöber es mir langsam schwer machte, ihn zu erkennen.

Ich seufzte. Meine Laune verfinsterte sich. Ich wollte irgendwo ins Warme, vorzugsweise nach Hause – und außerdem musste ich mal!

Ich zog den Schal über das Kinn hinab, nahm die kleine isolierte Trinkflasche aus der Tasche meiner Jacke und gönnte mir einen Schluck lauwarmen Tee. Ärgerlich runzelte ich die Stirn. Mann, dieses verdammte Teil hielt nicht ansatzweise das, was der Verkäufer mir versprochen hatte. Dem würde ich was erzählen, wenn er mir wieder unter die Augen kam.

Ich schüttelte den Kopf.

Ganz ruhig, Sarah. Tief durchatmen.

Ich verschloss die Flasche und lief weiter. Wenn ich meine Energie damit verschwendete, mich über diesen pickeligen Verkäufer zu ärgern, änderte sich nichts.

Überrascht hob ich den Kopf und blieb stehen.

Was war das für ein Geruch?

War das Rauch?

Tatsächlich! Ich bildete mir das nicht ein – das war tatsächlich Rauch.

Planlos sah ich mich um.

Woher kam das?

Wo etwas brannte, mussten auch Menschen sein, und wenn ich es roch, dann konnte die Entfernung zur Brandquelle nicht allzu groß sein, oder?

Ich ließ meinen Blick über die Baumwipfel schweifen.

Es war schwierig, etwas zu erkennen. Auf der Straße befand ich mich in einer denkbar ungünstigen Position, zudem behinderte das Schneetreiben zusätzlich die Sicht. Trotzdem konnte ich die schmale, dunkle Rauchsäule erahnen, die nordöstlich von mir aufstieg.

Mitten im Wald.

War das wirklich möglich?

Aufgeregt verharrte ich einen Moment auf der Stelle.

Lebte jemand hier draußen in dieser Einöde?

Freiwillig?

Meine Euphorie erhielt im gleichen Moment einen Dämpfer.

Ich zögerte.

Wer wohnte dort und warum?

Handelte es sich um einen Einsiedler?

Einen Aussteiger?

Vielleicht lebte hier ein wahnsinniger Wissenschaftler, der mit verrückten Ideen experimentierte und unglückselige, einsame Wanderer mit Teilen von toten Tieren zusammennähte.

Vielleicht ein Serienmörder, der mich umbringen und in kleine Stücke zerhacken würde, weil ich ihn gestört hatte.

Vielleicht ein psychopathischer Sadist, der mich in seinen Keller sperren und mit einer Kette an ein Heizungsrohr fesseln würde ... in greifbarer Nähe nichts weiter als eine Handsäge, mit der ich entweder die Kette oder irgendein Körperteil durchtrennen müsste.

Kopfschüttelnd stopfte ich die Flasche, die ich immer noch in der Hand hielt, zurück in meine Jacke und zog mir wieder den Schal vors Gesicht.

Egal wer es war, ich brauchte Hilfe – und vielleicht sollte ich damit aufhören, mir zu Hause ständig diese Zombieserien und

Horrorfilme reinzuziehen.

Immerhin hatte ich schon einige Semester gepflegten Journalismus studiert – da sollte ein wenig sachliche Objektivität doch gegeben sein. Gut, ich pausierte mit dem Studium, weil ich ein paar Monate Auszeit brauchte. Dennoch sollte mir eigentlich klar sein, wie gering die Wahrscheinlichkeit war, ausgerechnet in dieser Einöde einem irren Biologen oder einem minderbemittelten Killer zu begegnen.

Meine Fantasie ging mal wieder mit mir durch, das war alles.

Die Bewohner hatten sicherlich ein Telefon, und dann könnte ich einen Pannendienst kontaktieren. Vielleicht gab's dort auch einen heißen Kaffee und eine Toilette.

Ich musste das Risiko eingehen und versuchen, die Quelle des Rauches ausfindig zu machen. Es war Zeit für ein bisschen Glück.

Meine Laune hatte sich den eisigen Temperaturen, die hier herrschten, schon längst angepasst. Zunehmend gereizter quälte ich mich durch den kniehohen Schnee und starrte zu der Blockhütte hinüber, die auf einmal wie hingezaubert vor mir zwischen den Bäumen erschien.

Wie romantisch!

Rauch stieg aus dem Schornstein. Inmitten der umherwirbelnden Schneeflocken strahlte dieser Anblick eine heimelige, angenehme Wärme aus.

Schnaufend blieb ich stehen.

Wie konnte man hier in der Pampa wohnen und nicht dafür sorgen, dass der Weg zum Haus einigermaßen begehbar war?

Bekam dieser Mensch nie Post?

Ernährte er sich von Baumrinde und Tannennadeln, sodass er seine Hütte nie verlassen musste, um Vorräte einzukaufen?

Ich hätte mein Ziel schon längst erreicht, wenn ich nicht immer wieder im Tiefschnee stecken geblieben wäre ... und inzwischen konnte ich auch erkennen, dass um die Hütte herum durchaus Schnee geschaufelt worden war.

Welchen Sinn ergab es, sein Haus freizuschaukeln, aber keinen Weg zur Straße zu schaffen?

Wie weit noch?

Fünfzehn Meter? Zwanzig?

Ich ging weiter.

Eigentlich ein Katzensprung, doch ich fühlte mich, als hätte ich den Mount Everest bestiegen und vor mir läge nun die letzte, aber schier unüberwindbare Etappe.

Meine Lungenflügel brannten, meine Beine waren bleischwer, und der Stoff meiner Jeans klebte mir nass und kalt an den Schenkeln. Dass meine Füße mittlerweile völlig taub und ohne Gefühl waren, versuchte ich geflissentlich zu ignorieren. Genau wie den Schnee, der mir mit jedem weiteren Schritt in die Stiefel rieselte.

Ich würde diese letzten Meter schaffen.

Wenn ich endlich den Tiefschnee hinter mir gelassen und das flachere Stück erreicht hätte, würde es besser gehen. Mein Blick huschte zur Hütte hinüber.

Ob man mich schon bemerkt hatte und beobachtete? Die verdreckte Fensterscheibe und die dämmrigen Lichtverhältnisse des späten Nachmittages machten es mir unmöglich, etwas im Inneren zu erkennen. Das einzige Lebenszeichen war der Rauch, der aus dem Schornstein stieg.

Was, wenn man mich nicht hineinließ?

Ich ballte die Hände zu Fäusten. Umkehren war unmöglich. Ich war unterkühlt und brauchte einen Ort, um mich aufzuwärmen. Ich würde so lange randalieren, bis man mir die Tür öffnete.

Was, wenn niemand da war?

Vielleicht wohnte hier so ein alter Schrat, der gerade irgendwo auf der Jagd im Wald unterwegs war. Er würde mich vermutlich tiefgefroren unter dem kleinen Vordach finden, wenn er zurückkäme. Blau und bleich auf diesem hässlichen, weißen Plastikstuhl sitzend, der zwischen Fenster und Türe stand.

Erleichtert brachte ich den letzten Schritt hinter mich und blieb einen Moment völlig außer Atem auf der freigeräumten, festgetrampelten Fläche stehen, die die Blockhütte in einem Radius von etwa fünfzig Yards umgab.

Endlich!

Nach vorn gebeugt stützte ich mich mit den Händen auf den Knien ab und versuchte, wieder zu Kräften zu kommen. Als ich über die Schulter zurückblickte, konnte ich nur schwer glauben, dass die Straße lediglich eine gute halbe Meile entfernt war. Selbst der giftgrüne Lack von *Ol'Mackenzie* war durch die Bäume hindurch noch zu erkennen.

Ich fühlte mich, als wäre ich Stunden unterwegs gewesen und hätte mich durch den Wald gekämpft. Stattdessen war ich nur ein paar Hundert Meter weit gekommen.

Ich ignorierte die Frustration, die nach mir griff.

Die Hände zu Fäusten geballt, richtete ich mich auf und sah zu dem Haus hinüber. Davon würde ich mich nicht entmutigen lassen.

Abgesehen vom Wind, der zunehmend lauter durch die Baumkronen pff, war es hier draußen fast schon unnatürlich

still, und in meine vorgeschobene Unerschrockenheit mischte sich eine seltsame Mischung aus Beklemmung und Faszination.

Ich zog mein Handy aus der Hosentasche und aktivierte die Kamera. So merkwürdig dieser Ort auch war, irgendwie hatte es auch etwas Wildes und Schönes, wie diese Blockhütte inmitten des verschneiten Waldes stand. Ich schoss ein Foto, ehe ich das Handy wieder wegsteckte.

»Hoffentlich war das keine deiner Schnapsideen, Sarah«, murmelte ich vor mich hin.

Wenn ich über die Situation nachdachte, war es natürlich die einzig vernünftige Entscheidung gewesen, diese Hütte aufzusuchen. Ich hatte keine Ahnung, wo die nächste Ortschaft lag und wie lang ich gebraucht hätte, um sie zu erreichen. Es war richtig gewesen, sich durch den Schnee hierherzukämpfen.

Dennoch konnte ich das mulmige Gefühl nicht ignorieren, das sich in mir breitmachte, während ich mich nun langsam der Hütte näherte.

Hätte sich da drin nicht schon irgendetwas rühren müssen?

Mein Blick huschte zum Fenster. Ich konnte einen schwachen Lichtschein erkennen.

Sollte ich mich erst anschleichen und einen Blick riskieren?

Falls es sich doch um einen Serienmörder handelte, könnte ich wenigstens reagieren und sehen, dass ich von hier wegstäbe.

Aber was, wenn er mir folgen und mich einholen würde, noch bevor ich die Straße erreicht hätte?

Ich blieb stehen, presste die Finger gegen die Schläfen und kniff die Augen zusammen.

»Hör auf! Reiß dich zusammen!«

Vielleicht hätte ich auf Dad hören sollen, als der scherzhaft gemeint hatte, ich solle doch lieber Literatur studieren als Journalismus. Breit grinsend hatte er geflächst, bei meinem

Talent für Übertreibungen müsse ich eigentlich einen anderen Weg einschlagen als den einer nüchternen Berichterstatteerin.

Im Grunde hatte er recht.

In meinem Kopf hatte schon immer ein heillosos Chaos geherrscht. Kleinigkeiten sorgten dafür, dass sich in meinem Gehirn verrückte Ideen und mögliche Szenarien formten, die völlig an den Haaren herbeigezogen waren.

Aber mir lag das Formulieren von unterhaltsamen Sätzen leider gar nicht. Ich war mehr so der anpackende, burschikose Typ ... »Herz auf der Zunge und mit dem Kopf durch die Wand«. Emotionen und Bilder mithilfe von Worten zu erzeugen lag eher meiner kleinen, introvertierten Schwester.

Ich gab mir einen Ruck, lief die letzten Meter durch den festgetrampelten Schnee und blieb schließlich mit wild hämmerndem Puls vor der Tür stehen.

Ich schob mir den Schal vom Gesicht, zog mir einen Handschuh aus und klopfte. Das Geräusch erschien mir unnatürlich laut hier draußen.

In der Hütte bewegte sich etwas, und ich konnte hören, wie Stuhlbeine über Holz geschoben wurden. Der Klang einer dunklen Stimme drang an mein Ohr, und es näherten sich Schritte.

»Alles wird gut«, wisperte ich vor mich hin und trat einen Schritt zurück. Als sich die Tür öffnete, konnte ich zuerst nur einen großen Schatten erkennen, dann trat ein Mann in das geöffnete Rechteck.

Oh. Mein. Gott.

Ich erstarrte.

Die Kälte war plötzlich nebensächlich, und ich konnte nicht umhin, ihn anzuglotzen. Er war ungefähr so groß wie Dad, und ich schätzte ihn auf höchstens Mitte dreißig. Dunkelbraunes

Haar, das ein bisschen zu lang war und sich über dem Kragen seines karierten Hemdes lockte.

Er trug einen Bart, was ich eigentlich nicht mochte. Doch darunter erkannte ich ein wirklich attraktives Gesicht mit einladenden Lippen und unfassbar klaren, blauen Augen, die von dichten, dunklen Wimpern umrahmt wurden.

Heiß.

Mir war heiß.

Wen interessierte schon der kälteste Winter des Jahres, wenn einem so ein Kerl gegenüberstand?

Ohne auf seine finstere Miene zu achten, ließ ich meinen Blick über seine Gestalt huschen. Breite Schultern, schmale Hüften. Er trug Jeans zu einem offenen Flanellhemd, unter einem eng anliegenden, weißen T-Shirt konnte ich eine ausgesprochen wohlgeformte Männerbrust erkennen und ein ... Sixpack? Hatte er wirklich einen Waschbrettbauch?

Mein Atem ging schneller.

Er war barfuß.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Blinzelnd versuchte ich mich daran zu erinnern, warum ich eigentlich hier war. Meine Knie wurden weich.

Diese tiefe Stimme fühlte sich wie Samt auf meiner Haut an und hinterließ ein vibrierendes Echo in mir. Die Härchen auf meinen Armen stellten sich auf – und zwar nicht weil mir so kalt war.

In meinem Bauch war plötzlich ein ganzer Schwarm Schmetterlinge.

Ich hob den Kopf und sah ihn an.

Diese Augen. So blau.

Scheiße, Sarah, reiße dich zusammen!

Das Blut schoss mir in die Wangen, als mir bewusst wurde, dass ich ihn anstarrte wie einen Weihnachtsbraten. Mit hochrotem Gesicht räusperte ich mich.

»Entschuldigung ... ich ...« Ich deutete hinter mich und vage in die Richtung, wo ich die Straße vermutete. »Mein Wagen ist liegen geblieben, nicht ganz eine Meile die Straße runter.«

Er runzelte immer noch die Stirn.

Ich bemerkte, wie er mich musterte. Mir wurde noch wärmer in der Winterjacke, und ich konnte spüren, wie es an meinem ganzen Körper zu kribbeln begann.

Was ist los mit dir?

Verflucht, ja, dieser Typ war heißer als heiß – und ich sah vermutlich aus wie eine Dreizehnjährige im Schneeanzug. Trotzdem war das kein Grund, hier zu stehen wie eine läufige Hündin und ihn mit heraushängender Zunge anzuglotzen.

Gottverdammte, wer konnte ahnen, dass sich hier draußen so ein Prachtexemplar verkroch?

Ich versuchte, unauffällig einen Blick in die Hütte zu erhaschen.

Hatte er eine Frau bei sich im Haus? Oder einen anderen Kerl?

Dieser Typ konnte unmöglich real sein. Er sah aus, als wäre er einem Frauenmagazin entsprungen ... Die Wahl zum heißesten Holzfäller des Jahres – und hier ist unser Favorit, mit neunzig Prozent der Stimmen gewählt.

Verdammt, verdammt, verdammt.

»Und?«

Ich schüttelte den Kopf. *Und?*

Hatte er das gerade wirklich gesagt? »Wie und?«

Er zuckte mit den Schultern. »Was habe ich damit zu tun? Rufen Sie den Pannendienst, ich kann Ihnen nicht helfen.«

Als er im Begriff stand, die Tür zu schließen, machte ich instinktiv einen Schritt nach vorn und stellte einen Fuß in den Türrahmen.

»Sie können mich doch hier nicht stehen lassen.«

Ich warf ihm einen entgeisterten Blick zu.

Gutes Aussehen war ganz offensichtlich keine Garantie für gutes Benehmen. Irgendwie fühlte ich mich gerade ziemlich vor den Kopf gestoßen.

»Nehmen Sie den Fuß aus der Tür«, sagte er in harschem Tonfall.

Ärger wallte in mir auf.

»Ich brauche aber Hilfe.«

»Das ist nicht mein Problem.«

Er sah aus, als würde er überlegen, mich in den Schnee zu schubsen, wenn ich nicht freiwillig Platz machte – und dass er mir körperlich überlegen war, daran zweifelte ich nicht eine Sekunde.

»Gehen Sie«, verlangte er. »Sie können hier nicht bleiben.«
Vollidiot.

War das sein Ernst?

Meine nackte Hand ballte sich zur Faust, ehe ich mit dem Zeigefinger vor dem Gesicht des Typen herumfuchtelte und ihn mit meinem unerwarteten Angriff ein Stück zurück in die Hütte zwang.

»Hören Sie mir jetzt mal zu, Mann! Mein Scheißauto ist liegen geblieben, und ich habe in dieser gottverdammten Einöde keinen Handyempfang. Meine Füße sind dank dieser Drecksälte fast abgefroren, und ich muss dringend pinkeln. Sie können meinetwegen so unhöflich sein, wie sie wollen, aber ich lasse mich nicht von Ihnen wie ein dummes Gör abfertigen. Ich verlange weder, dass Sie mein Auto reparieren, noch, dass Sie

mir Unterschlupf gewähren. Aber es wäre das Mindeste, mich wenigstens telefonieren zu lassen, damit ich mir Hilfe von jemandem holen kann, der keinen Stock im Arsch hat.«

Mit zusammengezoogenen Augenbrauen warf er mir einen verblüfften Blick zu. Ich war mir sicher, er würde mir nun doch die Tür vor der Nase zuschlagen. Mit dieser Ansage hatte ich es vermutlich endgültig vermasselt.

Scheiße, Sarah, Scheiße! Du und deine vorlaute Klappe.

»Ich habe kein Telefon«, erwiderte er in ruhigem Ton.

Mir klappte die Kinnlade herunter.

»Was?« Selbst in meinen Ohren klang ich irgendwie hysterisch.

»Ich habe kein Telefon«, wiederholte er.

Fassungslos schüttelte ich den Kopf. »Welcher Mensch hat denn bitte kein Telefon?«

»Einer, der hier draußen seine Ruhe haben will«, murmelte er. Ich bemerkte, dass er kurz zögerte, ehe er einen Schritt beiseite machte und mir damit Zugang zu seiner Hütte gewährte.

»Sie können meine Toilette benutzen und sich hier aufwärmen. Danach schaue ich mir Ihren Wagen an.«

Wie bitte? Ich glaubte, mich verhört zu haben.

Eben hatte er mich noch loswerden wollen und nun das?

Von einer Sekunde auf die andere hatte sich ein Scheißkerl in jemanden mit einem Mindestmaß an Anstand verwandelt. Ich konnte nicht leugnen, dass ich eine gewisse Genugtuung verspürte.

Was so eine Standpauke doch alles bewirken konnte! Seltsam, dass man Männern immer erst in den Arsch treten musste.

Andererseits bereute ich meinen Ton, der alles andere als höflich gewesen war, fast ein bisschen.

Ich runzelte die Stirn.

»Danke«, murmelte ich kleinlaut. Einen kurzen Moment überlegte ich, mich zu entschuldigen, entschied mich dann aber dagegen.

Die Standpauke hatte er sich verdient.

Er musterte mich abermals mit diesem finsternen Blick, blieb jedoch stumm. Als ich in die Hütte treten wollte, deutete er auf meine Stiefel.

»Ziehen Sie die aus«, verlangte er. »Ich mache Ihnen einen Tee.« Ohne ein weiteres Wort verschwand er ins Innere und ließ mich vor der geöffneten Tür stehen.

Hastig schlüpfte ich aus den Boots und verzog die Lippen, als mir bewusst wurde, wie nass und kalt die Socken waren. Ich schüttelte den restlichen Schnee von meinen Hosenbeinen, zog mir die Socken aus und trat barfuß ins Haus.

Leise schloss ich die Tür hinter mir.

Wärme empfing mich, und in mir machte sich ein fast behagliches Gefühl breit. Die Hütte war nicht groß und bestand im Grunde aus einem einzigen Raum.

Ich sah einen Kamin, der zur Hälfte von einem alten Sofa verdeckt wurde, das mit braunem Cordstoff bezogen war. Direkt gegenüber dem einzigen Fenster stand ein Schreibtisch, auf dem ein heilloses Durcheinander aus Fotos und Papieren herrschte. Breite Regale voller Bücher waren an den Wänden festgeschraubt.

Vielleicht hatte ich meinen unhöflichen Gastgeber bei seiner Arbeit gestört. Wer wusste schon, was dieser Kerl hier draußen trieb.

Okay, er sah eher aus wie ein Holzfäller.

Das Haar war zu lang, dazu der Bart. Vermutlich war er so ein Ökofritze auf Weltenrettermission. Jemand, der eins mit der Natur werden wollte oder so.

Ich ließ meinen Blick weiter zu einer kleinen Küchenzeile mit altertümlichem Ofen wandern. Direkt davor stand der Fremde und stellte einen Wasserkessel auf die Herdplatte. Selbst von hinten hatte der Typ diese hypnotische Wirkung ... und einen wirklich geilen Arsch!

Reiß dich zusammen!

Ich zwang mich, seine ansehnliche Kehrseite nicht länger anzuglotzen, und schaute mich weiter in der Hütte um. Halb hinter einem zerschlissenen Vorhang verborgen erkannte ich rechts von mir ein Bett mit zerwühlten Kissen. Ich ignorierte das nervöse Herzklopfen, das der Anblick in mir auslöste. Die Erleichterung darüber, dass ich hier keine Anzeichen für die Anwesenheit eines anderen Menschen fand, versuchte ich zu ignorieren.

Zu meiner Linken bemerkte ich eine nachträglich eingezogene Wand mit Tür ... Gab es hier doch einen zweiten Raum?

»Dort ist die Toilette«, verkündete der Fremde.

Er sah mich nicht einmal an, stand nur da und deutete mit dem Daumen über seine Schulter hinweg. Vermutlich befürchtete er, ich würde ihm auf seine blank gebohnerten Dielen pinkeln. Ich verdrehte die Augen.

Hör auf, ihm irgendwelche Dinge zu unterstellen. Du kennst diesen Typ gar nicht. Er wird dir helfen, und sobald das Auto wieder läuft, verschwindest du.

Dankbar, der merkwürdigen Wirkung, die er auf mich hatte, entkommen zu können, verschwand ich im Bad.

»Ich bin Sarah.« Ich schenkte ihm ein offenes Lächeln und hielt ihm die Hand hin. Während ich in dem winzigen Bad gewesen war, hatte ich ein wenig meiner Souveränität zurückgewinnen können und war nun bemüht, diese beizubehalten.

Er reichte mir die Tasse und ergriff schließlich mit deutlichem Zögern meine Hand. Dort, wo seine Finger meine Haut berührten, spürte ich ein sanftes Prickeln.

In meinem Bauch war wieder ein Schwarm Schmetterlinge.
Verflucht!

»Brandon«, erwiderte er leise. Unsicherheit flackerte in seinem Blick auf. Spürte er das Knistern zwischen uns auch, oder bildete ich mir das nur ein?

»Ich muss mich entschuldigen«, murmelte ich. »Ich hätte das vorhin nicht sagen sollen ... Mir sind die Nerven durchgegangen.«

Er starrte mich an. Ich fragte mich, ob er mir überhaupt zuhörte. Die Hitze in meinen Wangen steigerte sich noch. Ich war sicher, wenn wir noch länger hier stünden und uns an den Händen hielten, würde ich irgendetwas fürchterlich Dummes sagen oder tun.

Schließlich blinzelte er, ließ meine Hand los und trat einen Schritt zurück.

»Vermutlich habe ich das verdient«, bemerkte er schulterzuckend. »Ich war auch nicht gerade die Höflichkeit in Person.« Er wandte sich ab, um sich ebenfalls eine Tasse Tee zu nehmen. »Wahrscheinlich bin ich schon zu lang allein hier draußen.«

Selbst wenn ich nicht so neugierig gewesen wäre, hätte mich spätestens jetzt mein journalistischer Spürsinn zu der nächsten

Frage veranlasst.

»Lebst du hier das ganze Jahr?«

Vielleicht war die Frage ein wenig forsch. Aber er konnte nicht so viel älter als ich selbst sein. Manchmal war Angriff einfach die bessere Taktik.

Zerstreut wärmte ich meine Finger an der mit heißem Tee gefüllten Tasse und führte sie an die Lippen. Der Geruch ließ mich innehalten.

Oh, bitte nicht.

Ich konnte gerade noch verhindern, eine Grimasse zu ziehen.

Pfefferminze!

Ich hasste Pfefferminztee, das war fast so schlimm wie der Kamillentee, den Mum uns immer eingeflößt hatte, wenn meine Geschwister oder ich krank gewesen waren.

Kurz überlegte ich, Brandon um ein Glas Wasser zu bitten. Allerdings wäre es nach unserem ohnehin schon unglücklichen Kennenlernen zu unhöflich gewesen, ihm zu sagen, wie ekelhaft ich dieses Gesöff fand.

Nein, ich würde das durchstehen.

Der Tee half dabei, mich wieder aufzuwärmen. Nur das zählte. Ich zwang mich, einen winzigen Schluck zu nehmen, und musste ein Würgen unterdrücken.

Gott, war das widerlich!

Als ich Brandon ansah, bemerkte ich seinen abwesenden Gesichtsausdruck. Offenbar überlegte er immer noch, was er auf meine Frage antworten sollte. Ich runzelte die Stirn.

Wieso musste er darüber überhaupt nachdenken?

Hatte er etwas zu verbergen?

»Mal so, mal so«, erwiderte er plötzlich ausweichend. Ich war überrascht. Ehrlich gesagt hatte ich schon gar nicht mehr

damit gerechnet, irgendeine Antwort von ihm zu bekommen.
»Hättest du kein Benzin mehr?«

Seine Reaktion wertete ich als positives Zeichen.

Wir kannten einander zwar nicht, aber ein bisschen Small Talk hatte noch niemandem geschadet. Ich war doch bloß auf der Durchreise. Er brach sich keinen Zacken aus der Krone, wenn er ein wenig höfliche Konversation betrieb.

Allerdings wollte er offenbar partout nichts über sich preisgeben. Somit musste ich es wohl hinnehmen, dass er gleich wieder abzulenken versuchte.

»Doch, der Tank ist noch halb voll«, erwiderte ich. »Ich schätze, es ist die Batterie; das Plastik ist gerissen.«

Sein zweifelnder Blick machte mir ziemlich deutlich, was er von Frauen hielt, die meinten, sich mit Autos auszukennen.

Macho.

Er nickte nachsichtig und deutete auf meine Tasse.

»Wenn du fertig bist, werfe ich einen Blick auf das Auto.«

Ich zuckte mit den Achseln, versuchte, den ekelerregenden Geruch zu ignorieren, und nippte erneut an dem Heißgetränk. Angespanntes Schweigen erfüllte den Raum, bis ich die Stille nicht mehr aushielt. »Und, was tust du hier draußen so ganz allein?«

Interessiert schlenderte ich durch den Raum und blieb hinter dem Sofa stehen. Zu meiner Überraschung sah ich einen wuscheligen, mittelgroßen Hund vor dem Kamin auf einem Teppich liegen. Er öffnete ein Auge und wedelte kurz mit dem Schwanz, als er mich sah.

»Oh, entschuldige, so allein bist du gar nicht«, bemerkte ich mit einem Lächeln. Wer einen Hund hatte, konnte nicht so übel sein, oder? Vielleicht hatte er einfach einen schlechten Tag.

»Nein, bin ich nicht.«

Mit einem Mal stand er direkt hinter mir.

Das Herz hämmerte mir bis in die Kehle und machte das Atmen fast unmöglich. Ich spürte die Welle der Erregung, die in meinem Körper aufbrandete.

Verdammt, ich hatte noch nie derart intensiv auf einen Kerl reagiert. War das noch normal?

Nervös wandte ich mich ihm zu.

Ernüchterung machte sich in mir breit. Er sah mich nicht einmal an.

Stattdessen trank er einen großen Schluck von seinem grauenhaften Tee und starrte zum Schreibtisch hinüber. Noch deutlicher hätte er mir nicht zu verstehen geben können, dass ich unerwünscht war.

An seinen Gastgeberqualitäten musste er echt noch feilen!

Trotzig ging ich um das Sofa herum und nahm ungefragt darauf Platz. Ich hielt dem dunklen Hund eine Hand hin, damit er an ihr schnüffeln konnte. Fast gelangweilt hob er seinen Kopf, berührte mit der grauen Schnauze kurz meine Finger und machte es sich wieder gemütlich.

»Ist mit ihm alles in Ordnung?«, wollte ich wissen.

»Ja, er ist einfach nur alt und bequem geworden.«

Brandon klang zunehmend gereizter. Mir war klar, dass mein dreistes Verhalten ihm zu schaffen machte und er mich so schnell wie möglich wieder loswerden wollte. Zu seinem Pech fühlte ich mich von seiner Unhöflichkeit und der abweisenden Art provoziert.

Ich liebte Herausforderungen, und sein sprödes Verhalten machte ihn nur noch interessanter.

Was verschlug einen Kerl wie ihn hierher in die Einsamkeit?

Die Spekulationen in meinem Kopf reichten bereits vom Ökoterroristen auf Selbstfindungstrip bis zum gefeierten

Superstar, der vor einer durchgedrehten Stalkerin floh.

Vermutlich war er aber nur ein durch und durch langweiliger Typ, der zufällig aussah wie ein Hollywoodstar, der sich seit Wochen nicht rasiert hatte ... und ein Sixpack besaß.

Leider hatte er in der Zwischenzeit sein Hemd geschlossen, und mir blieb ein prüfender Blick auf das enge T-Shirt verwehrt.

Ich zuckte mit den Schultern.

Er räusperte sich. »Ich würde mir jetzt gern dein Auto anschauen.«

Wortlos nickte ich und erhob mich.

Der Macho hatte gesprochen. Aber vielleicht hatte ich Glück und er besaß eine Autobatterie, die er entbehren konnte. Außerdem entkam ich damit der Verpflichtung, mir weiterhin diesen Ekeltee reinzwingen zu müssen.

So attraktiv dieser Kerl auch war, so überflüssig fühlte ich mich in seiner Nähe. Je eher ich von hier verschwinden konnte, desto besser.

Das Schneegestöber war deutlich schlimmer geworden.

Unschlüssig trat ich neben Brandon, der mit dem halben Oberkörper im Motorraum des SUV hing.

»Scheint die Batterie zu sein«, hörte ich seine gedämpfte Stimme. Ich verdrehte die Augen und schnitt eine Grimasse hinter seinem Rücken.

»Hab ich doch gesagt.«

Er murmelte etwas Unverständliches vor sich hin.

Natürlich war es die Batterie! Ich war schließlich kein hohles Dummchen, das kaum wusste, wie man den Zündschlüssel im Schloss herumdrehte.

»Tja, da kann ich auch nicht helfen.«

Brandon wischte sich die schmutzigen Hände an den Hosenbeinen ab und zuckte mit den Schultern. Gleichzeitig vollbrachte er das Kunststück dreinzublicken, als hätte er in eine rohe Zwiebel gebissen.

Sein Blick streifte mich kurz und wanderte dann einmal die Straße hinauf und wieder hinunter. Ich ahnte, was ihm durch den Kopf ging.

Außer meinen Fußspuren, die gerade noch erkennbar waren, war die stetig höher werdende Schneedecke so gut wie unberührt. Hier war schon seit Stunden niemand mehr mit dem Auto vorbeigefahren ... und vermutlich würde das auch nicht passieren, bis das aufkommende Unwetter vorüber war.

Ich hatte eine vage Ahnung, was da auf mich zukam.

Bei meinen Reisevorbereitungen hatte ich mehrfach von den üblen Unwettern gelesen, die im Norden Kanadas herrschen konnten. Daher wusste ich nur allzu gut, dass es nicht ratsam war, sich in einem solchen Fall draußen aufzuhalten. Ich war auch fest entschlossen gewesen, mich dem nicht unnötigerweise auszusetzen.

»Wir müssen zurück«, stellte Brandon fest.

Ihm war anzusehen, wie wenig ihm der Gedanke behagte. Ich stopfte die Hände in die Taschen meiner Jacke.

Wir hatten den Weg zum Auto bereits in unangenehmem Schweigen verbracht. Nun erneut mit ihm zu seiner Hütte zurückzulaufen und dort mit diesem miesepetrigem Menschen die nächsten Stunden eingesperrt zu sein löste auch in mir keine Begeisterung aus.

Alternativen gab es jedoch nicht, entweder ich blieb hier und verbarrikadierte mich im Auto, oder ich lief durch einen Schneesturm. In beiden Fällen waren die Chancen ausgesprochen gering, es unbeschadet zu überstehen.

»Wenn du mir sagst, wo ich die nächste Stadt finde, dann laufe ich«, bemerkte ich. »Du brauchst mich nicht länger als nötig ertragen.«

»Ein Blizzard zieht auf«, erwiderte er. »Sogar wenn ich es verantworten könnte, dich gehen zu lassen, sind es fünf Meilen bis zum nächsten Ort. Das schaffst du niemals. Nicht einmal ein Ortskundiger würde den Weg inmitten des Schneegestöbers noch finden ... Man sieht die Straße ja schon jetzt kaum mehr.«

Er schüttelte so vehement den Kopf, dass ich den Eindruck bekam, er könne selbst nicht glauben, was er da von sich gab. »Du kannst bleiben, bis das Schlimmste vorüber ist.«

Im Grunde war ich erleichtert. Ich war nicht scharf darauf, mich bei Minusgraden und Schnee, der mir waagerecht ins Gesicht schlug, durch diese Einsamkeit zu schlagen. Trotzdem blieb ein sturer, trotziger Rest in mir, der auf Konfrontation aus war.

»Sicher, dass du das aushältst?«, wollte ich wissen.

Er warf mir einen seltsamen Blick zu, ehe er die Motorhaube des SUV zudrückte und loslief.

»Komm einfach!«, rief er.

Ich zögerte gerade so lang, dass ihm klar werden musste, dass ich seiner seltsamen Einladung nur widerwillig folgte.

Ich verkniff mir einen tiefen Seufzer und schulterte den schweren Rucksack.

Sich wie ein bockiges Kind zu benehmen machte die Sache auch nicht besser. Kein Wunder, dass er mich nicht ernst nahm.

Das Beste war, sich mit der Situation abzufinden und nicht den Kopf in den Sand zu stecken ... oder in den Schnee. Ich musste das Ganze als Herausforderung sehen – außerdem hatte ich nun Zeit herauszufinden, wer er eigentlich war und was er hier draußen so ganz allein trieb.